

## **Pachelbel unter den Lauben**

Heute wollte ich mir nach der Arbeit beim Abwarten einer Zugverbindung etwas Zeit vertreiben und in einer nahen Buchhandlung nach neuer Lektüre Ausschau halten.

Es war Feierabendzeit, die Strassen waren voll von eilenden Passanten, die nur möglichst schnell nach Hause wollten. Dies war auch dem Wetter geschuldet: Vom starken Regen wurden alle Pendler unter die Laubengänge gezwungen, wo sie ihre Regenschirme teils zusammenklappten, teils nutzlos über sich herführten, als wären es Skiliftbügel, die sie vorwärts zogen zum Bahnhof oder ins nächste Geschäft.

Mitschwimmend in diesem Strom wurde ich bald angelockt von den Klängen eines Akkordeons. Unter den Berner Lauben spielen häufig Musikerinnen und Musikanten mit solchen Instrumenten, da diese in den Unterführungen besonders voll klingen. Das war auch hier der Fall, und doch waren die Klänge irgendwie anders als sonst.

Ein Mann um die Fünfzig, vermutlich Osteuropäer, sass, konzentriert über sein Instrument gebeugt, am Rande des Passantenstroms auf einem niedrigen Hocker, in seinen fliessenden Bewegungen völlig in die Musik versunken. Sein Ausdruck war entrückt und ernst, er schien seine Umgebung nicht wahrzunehmen, nicht mich als einzigen Zuschauer, nicht den Regen draussen über der Strasse.

Er schien schon lange zu spielen und musste am Ende seiner Kräfte sein, doch steckte er alle verbleibende Energie in sein Spiel, um das Stück unbedingt noch zu Ende zu bringen.

Die Musik war reich an farbigen Melodien und gleichsam überdeckt von einer tiefen Traurigkeit. Sie rührte mich zu Tränen, und ich stand da, zwei Meter vor dem Akkordeonisten, als einziger Zuhörer, und nahm die Passanten, die vorbeieilten, bald nicht mehr wahr. Minutenlang kamen verschiedene Variationen, bis das Instrument schliesslich in einem leisen Akkord verstummte.

Jetzt konnte ich nicht anders, als zum Musiker zu eilen und ihm die Hände zu schütteln, um ihm zu danken für dieses öffentliche Privatkonzert. Er aber wies mich ab, war zornig, zeigte auf die Passanten und schimpfte, dies hier seien keine Menschen, sondern Schweine, in keinem anderen europäischen Land sei es schlimm wie hier, gäben die Leute so wenig Geld, seien die Menschen so gleichgültig, so abwesend wie hier. Selbst in seiner Heimatstadt Kyjiw, wo gegenwärtig Krieg herrscht, seien die Leute freigiebiger. Und sowieso sei es schlecht fürs Geschäft, nicht fröhlichen Vivaldi, sondern melancholischen Pachelbel zu spielen.

Ich fragte ihn, da ich kein Bargeld, sondern nur ein Smartphone bei mir hatte, ob ich ihn auf einen Kaffee einladen dürfe, was er zunächst ablehnte. Dies lag aber nur daran, dass er jetzt gerne eine Zigarette rauchen wollte, was in den Cafés verboten war. So bot ich ihm an, ein Getränk hier nach draussen zu holen, und bald schon nippte er an einem Espresso aus einem Kartonbecher. Allmählich zeigten Nikotin und Koffein ihre Wirkung, langsam hellte sich seine Stimmung auf, und wir kamen in ein mehr oder weniger fließendes Gespräch.

Er komme seit rund zehn Jahren nach Bern, im Moment wohne er in der Stadt, sogar im schönen Kirchenfeldquartier, könne dort aber nicht üben. Sein Repertoire betrage rund Vierzig längere Stücke, und um diese im Kopf zu behalten, müsse er sie immer wieder spielen, und das könne er eben nur hier draussen, unter den Lauben. Aber das reiche nicht mehr als Auskommen, er müsse sich wohl bald eine einträglichere Arbeit suchen.

Beim gespielten Stück handele es sich übrigens um die Chaconne in f-moll von Johann Pachelbel, die dieser vor rund 350 Jahren in Erfurt komponiert hat. Eigentlich ein Stück für eine richtige Kirchenorgel mit vielen Registern. Aber das Akkordeon sei ja auch eine Orgel, einfach eine zum Mitnehmen. Und auch damit könne er viele Register ziehen!

Mir fiel auf, dass es ihm jetzt deutlich besser ging. Vielleicht war es unser Gespräch über die Musik, das ihn wieder lebendig machte, oder

die späte Anerkennung seiner Kunst, an der heute so viele achtlos vorbeigegangen waren.

---

Immer, wenn ich heute auf der Strasse ein Akkordeon höre, versuche ich, einigen Takten zu lauschen, um sie danach mitzunehmen in meinen Büroalltag mit seinen Debriefings, Weekly reports und Teambuildings. Was wohl Johann Pachelbel dazu sagen würde? Er, der im 17. Jahrhundert seine erste Frau und ein Kind an die Pest verlor? Der vom Krieg aus dem Amt des Stuttgarter Hoforganisten vertrieben wurde?

Was auch immer zwischen Beamer, Handouts und Flipcharts in unseren Sitzungszimmern vermeintlich Wichtiges entwickelt und entschieden wird: Pachelbels Musik schwebt über unserer Geschäftigkeit wie ein einziger, grosser Trost.

*Frank Rutschmann, Oktober 2025*

[www.linkpause.ch](http://www.linkpause.ch)